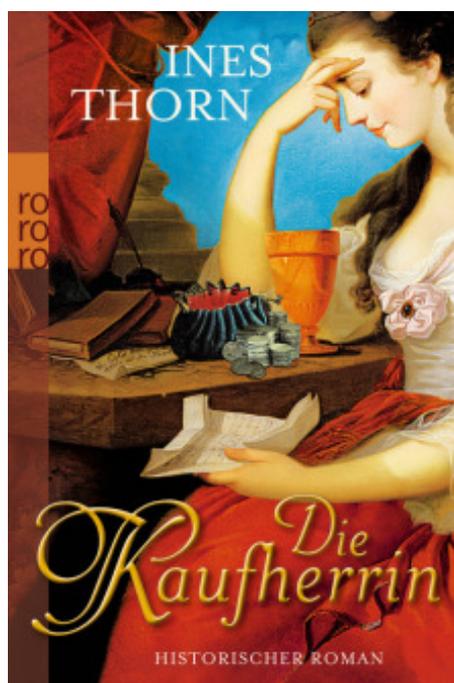


Leseprobe aus:

Ines Thorn

Die Kaufherrin



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

1

Frankfurt, im Jahr 1791

Theda Geisenheimer, geborene von Eisenberg, saß im blauen Salon und betrachtete ihr Gesicht im Handspiegel. Die Weihnachtstage waren gerade vorüber und hatten ihre Spuren hinterlassen. Die Schatten unter ihren Augen hatten sich ausgebreitet, und wie es schien, saßen rings um ihre Lider neue Fältchen. Sie seufzte und legte den Spiegel zurück auf die Kommode. »Nie hätte ich gedacht, Theodor Geisenheimer, dass du mir noch aus dem Grabe heraus ein Bein stellst.« Theda schüttelte den Kopf. Ihr Blick fiel auf einen Brief, den der Bote ausgerechnet heute, am Heiligen Abend, gebracht hatte. Er trug das Sigel des Landgrafen von Hessen-Homburg und war im Auftrag des Kaisers geschrieben.

Theda stand auf. Der lange Rock ihres Kleides raschelte bei jedem Schritt. Sie nahm den Brief und überflog wieder die Zeilen. Das ist doch nichts als Hohn, dachte sie und rümpfte verächtlich die Nase. »Sehr geehrte Madame Geisenheimer«, las sie. »Wir bedauern unendlich, Sie und Ihre Familie nach dem plötzlichen Tode Ihres Gatten nun nicht mehr in den Adelsstand erheben zu können, da diese hohe

Ehre so eng mit der Person und den Verdiensten des teuren Verblichenen verknüpft war.«

Verärgert knüllte Theda den Briefbogen zusammen und warf ihn in die Flammen. »Das ist bezeichnend«, zischte sie. »Bezeichnend für dich und deine ganze bäurische Brut. Meine ganze eheliche Liebe habe ich auf dein Wohlergehen gerichtet. Und du? Wirst erst wunderlich, dass ich die ganze Last des Handelshauses allein tragen muss, und stirbst dann auch noch vor der Zeit, sodass der Kaiser sein Wort nicht zu halten braucht. Und wie stehe ich jetzt da? Nichts ist es mit dem Adelsstand. Nicht einmal Freifrau darf ich mich nennen, obwohl mir dieser Titel von Geburt an zusteht. Schande über dein Grab!«

Im Spiegel sah ihr das eigene Gesicht entgegen, umrahmt von kurzem Grauhaar. Nein, so sah eine Grande Dame sicher nicht aus. Die pflegte ihre Locken. Aber was hätte ich denn tun sollen?, dachte sie. Als ich immer mehr auch im Kontor nach dem Rechten schauen musste, weil mein Theodor dort nur noch Unfug anrichtete, als ich zwischen Haushalt, Kindererziehung und Geschäft nicht mehr wusste, wo mir der Kopf stand, hatte ich einfach nicht mehr die Zeit für dreihundert Bürstenstriche am Abend. Und schon gar nicht mehr die Kraft. Also habe ich eben die Schere genommen, und gut war's. Eine Frau von meinem Stand geht doch sowieso nicht ohne Dormeuse auf dem Kopf aus ihrem Zimmer. Und wie es darunter aussieht, unter der Haube, das geht nur noch mich etwas an. Aber grau bin ich geworden. Vor der Zeit. Wegen dir, Theodor.

Unwillig griff sie nach ihrem Haar, zog es durch die Finger. Weich ist es, dachte sie überrascht, weich wie Kük-

flaum. Nachdenklich strich Theda eine Strähne aus der hohen Stirn. Diese Falten, dachte sie, wie mit dem Lineal gezogen. Ich bin alt geworden. Aber meine Augen leuchten immer noch wie ein Novemberhimmel. Mehr grau als blau, als wäre der erste Nachtfrost schon da. Sie rieb sich über den Nasenrücken. Ach ja, der Silhouettenschneider hat es da einfach. Schnipp, schnapp, ein spitzkantiges Dreieck, fertig. Mit meinen Lippen muss er sich da schon mehr Mühe geben. Immer noch. Auch wenn sie nicht mehr so voll sind wie früher. Und dass die Mundwinkel gesackt sind, das sieht man im Scherenschnitt ja nicht. Aber hier im Spiegel? Gramselig. Gramselig siehst du aus, Theda. Sie straffte die Schultern und schob die Lippen ein wenig vor.

Immer noch war aus der scharfkantigen keine weiche Frau geworden, doch nun ging eine, wenn auch strenge, Anmut von ihr aus.

Vom Hof tönten Stimmen herauf. Theda erkannte das helle Lachen ihrer Tochter. Rasch setzte sie ihre Dormeuse auf und trat zum Fenster. Durch die kleinen Scheiben sah sie zunächst nur einige Auflader und Lagerarbeiter. Die lehnten grinsend an der Mauer, die Hände in den Taschen oder unter die Achseln gesteckt. Ihr Atem stand in dichten Wolken vor ihnen in der kalten Luft, während sich ihnen Schneeflocken ins Haar und auf die Jacken aus grobem Stoff setzten.

»Die Kerle sollen nicht rumstehen, sondern den Weizen einlagern«, schimpfte Theda vor sich hin. »Soll die Ware etwa nass werden und schimmeln?«

Ein Fuhrwerk rumpelte auf den Hof und verdeckte für einen Augenblick die Sicht. Doch gleich darauf entdeckte

Theda ihre Tochter. Friederike schwatzte im Hof mit der Magd. Ihre Wangen glühten. Sie hatte die pelzverbräunte Kapuze abgeworfen und ließ den Schnee in ihrem Haar nisten. Jetzt lachte sie auch noch! Mit weit zurückgeworfenem Kopf und offenem Mund!

Theda riss das Fenster auf: »Friederike! Du kommst zu mir in den Salon. Auf der Stelle!«

Das Mädchen zuckte zusammen. »Ja, Maman«, hauchte sie, aber Theda hörte sie trotzdem.

»Und du, Trine, was treibst du auf dem Hof? Hast du dich um den Weihnachtsbaum in der Halle gekümmert?«

Die junge Dienstbotin riss die Augen auf und knickste. »Jawohl, Madame!«

»Sind die Kugeln poliert? Das Silberzeug geputzt? Nicht dass es heißt, wir verstünden uns aufs Weihnachten nicht ebenso gut wie die Goethesche!«

Die Magd antwortete nicht, sondern raffte die Röcke und stürzte ins Haus, Friederike hinterher.

Gerade wollte sie das Fenster zuschlagen, als Stefan den Hof betrat. Ihr Sohn trug einen alten Militärmantel und kam wohl gerade aus der Stadt. Theda sah, wie er sich anschickte, die blau-weiß-rote Kokarde vom Jackenaufschlag zu nehmen. Mein kleiner Jakobiner, dachte sie, die Revolution da drüben bei den Franzosen, die hat es dir angetan. Theda lächelte, doch dann spannten sich ihre Züge wieder an. Stefan ließ die Kokarde stecken, straffte die Schultern und schritt wie ein Gardeoffizier über den Hof, hinüber zu den Arbeitern. Dort ließ er zwei Auflader ein Fass in die Mitte rollen und aufstellen. Endlich stieg er hinauf und breitete die Arme aus.

Theda öffnete das Fenster erneut und beugte sich ein wenig vor. Was mochte ihr Sohn den Leuten zu verkünden haben? Sie wischte sich ein paar Schneeflocken von der Nase und schnaubte. Was war so wichtig, die Männer von der Arbeit abzuhalten? »Bürger und Brüder«, hörte sie ihren Sohn rufen. Die Arbeiter, die faul an der Hauswand herumlungerten, stießen sich ab und traten näher. Ein Lehrbub verschwand im Kontor, Theda hörte ihn rufen. »Schnell, der junge Herr hält wieder eine Rede!«

Sogleich öffneten sich die Türen der Lager und Speicher. Die Leute drängten auf den Hof, blickten erwartungsvoll zum Fass in der Hofmitte. Einige lachten. Theda sah auch die Trine wieder mittendrin, auf der weißen Haube ein paar Tannennadeln. »Bürger und Brüder«, rief Stefan erneut. »Lasst euch nicht länger eurer Rechte berauben! Macht es wie die Franzosen! *Fraternité, égalité, liberté* ...«

Theda schlug das Fenster mit einem lauten Knall zu, raffte die Röcke und stürzte die Treppe hinab. »Aus dem Weg«, fuhr sie die Küchenmagd an. Mit Schwung riss sie die Tür auf, hastete ungeachtet des Schneematsches über den Hof, stieß Auflader und Arbeiter zur Seite und war endlich am Fass angelangt. »Komm sofort da runter!«, zischte sie ihren Sohn an. Der aber kümmerte sich nicht um sie. »Bürger und Brüder«, schrie er in die Menge, »Gott hat alle Menschen nach seinem Bild geschaffen, also sollten für alle auch die gleichen Rechte gelten.«

»Flausen, nichts als Flausen!«, stellte Theda klar. Dann zerrte sie ihren Sohn vom Fass und versetzte ihm vor allen Leuten eine Maulschelle, dass ihm die rote Jakobinermitzue vom Kopf flog.

»Und ihr, schert euch an eure Arbeit. Aber hurtig. Wenn ich in einer Minute noch hier sehe, der kann seine Weihnachtsgabe in den Kamin schreiben!«

Sofort duckten sich die Leute und suchten mit leisem Gemurmel das Weite.

»Und du, Freundchen, kommst mit mir!«

»Mutter, das kannst du nicht ...«, zeterte Stefan und versuchte, ihrem eisenharten Griff zu entkommen.

»Was kann ich nicht?« Theda ließ ihren Sohn los, sodass er in den Schnee fiel, und stemmte die Hände in die Hüften. »Zulassen, dass du uns vor allen hier lächerlich machst? Da hast du recht. Und jetzt komm!«

Sie drehte sich um und stapfte durch den Schnee, dass der Matsch nur so spritzte. Stefan, plötzlich allein auf dem Hof, hob seine Mütze auf und drehte sie in den Händen. Die Jakobinermütze, das Zeichen der Revolution, über und über mit Schneematsch bedeckt. Er fluchte leise vor sich hin. In seinen Augen glimmte wildes Feuer, und die Blicke, die er seiner Mutter hinterherschickte, hätten Eisblöcke zum Schmelzen bringen können.

Theda hatte bereits andere Sorgen. Missbilligend betrachtete sie ihre Tochter. »Warum ist dein Gesicht so gerötet?«

»Ich bin schnell gelaufen.«

»Papperlapapp. Eine Dame läuft nicht. Das ist für die Dienstboten. Dein Gesicht ist gerötet, weil du wieder bei Wind und Wetter draußen warst wie ein Straßenkind.«

Friederike schluckte.

»Und überhaupt«, fuhr ihre Mutter fort, »du bist kein Kind mehr. Du bist bald fünfzehn Jahre alt. Höchste Zeit,

dass du mehr auf dein Äußeres achtest. Es geht nicht an, dass die Tochter der Geisenheimer herumläuft und sich gibt wie eine gewöhnliche Weibsperson.«

Bei diesem Wort zuckte Friederike zusammen. »Ich ... ich«, stammelte sie.

»Was ich?«

»Ich möchte gern ein Frauenzimmer werden wie du«, hauchte sie.

Theda seufzte. »Und wie soll das vonstatten gehen? Ich bin ein Frauenzimmer, ja, hochwohlgeboren und seit zwanzig Jahren meines Titels beraubt. Leider Gottes hat sich in dir das Krämerische der Geisenheimerfamilie festgesetzt. Geh mal drei Schritte.«

Friederike tat, wie ihr geheißten.

»Nein, mein Gott, doch nicht so! Kopf hoch, Schultern straff und zurück. Anmut! Anmut! Herrgott, ist das denn so schwer!«

Sie klopfte ihrer Tochter auf den Rücken, zerrte an den Schultern und drückte ihr schließlich das Kinn nach oben. Die stand steif da, bis Theda seufzend die Hände sinken ließ. »Ich glaube, aus dir wird nie eine Dame von Stand mit guten Manieren und Sitten. Wenn du Glück hast, reicht es mit viel Üben vielleicht zur Frauensperson. Eine bloße Handwerkersgattin. Bis jetzt aber bist du nur eine Weibsperson, nicht besser als die, die auf dem Markt Eier und Fische verkaufen.«

Friederikes Augen füllten sich mit Tränen. Kläglich sah sie ihre Mutter an. Die seufzte noch einmal vernehmlich und tätschelte dann ihrer Tochter die Schulter. »Na ja, vielleicht platzt ja eines Tages doch noch der Knoten bei dir.

Bis zum Silvesterball müssen jedenfalls deine Sommersprossen verschwunden sein.«

Friederike griff sich an die Nase, als könne sie jeden einzelnen der braunen Punkte dort spüren.

»Weißhäutig ist eine Frau von Stande, hörst du, weißhäutig. Ihre Haut ist wie frisch geschlagene Sahne. Diese ... diese Sommersprossen, diese Teufelsschisse, die stehen vielleicht drallen Bauernmädchen, aber keiner Enkelin des Freiherrn von Eisenberg.« Theda schob ihre Tochter ans Fenster, um sie genauer zu betrachten. Friederike war nicht ganz so groß wie Theda selbst, hatte aber die blauen Augen der Geisenheimer, dazu deren dünnes Blondhaar. Von den Eisenbergs hatte sie lediglich die zarte Nase und den herzförmigen Mund. Alles in allem, fand Theda, war ihre Tochter weder hübsch noch hässlich. Nun, sie hatte schon von einigen gehört, die Friedrike niedlich fanden. Aber was hieß das schon? Jede kleine Wäscherin war niedlich.

»Hmm, wir werden sie jedenfalls ›*éphélides*‹ nennen, deine Sommersprossen. Dann klingen sie wenigstens elegant, wenn sie schon nicht so aussehen. Hast du verstanden?«

Friederike nickte.

»Gut. Dann werden wir sogleich ein neues Mittel gegen diese vertrackten *éphélides* ausprobieren. Es ist mit der Post gekommen, direkt aus Paris.« »Aber Maman, ich wollte heute mit den anderen Schülerinnen aus Madame Duponts Französischem Institut auf die Eisbahn gehen«, wagte Friederike einen vorsichtigen Einwand.

»Flausen!«, lautete Thedas Meinung dazu. »Es gibt Wichtigeres, als dass du Ungeschick dich vor allen Leuten zum Narren machen müsstest.«

Theda wartete nicht auf eine Erwiderung ihrer Tochter, sondern nahm ein eckiges Gefäß vom Kaminsims. »Hier, das ist das Wundermittel.«

Friederike betrachtete es misstrauisch. Auf einer Seite waren die Worte: »*Candes & Cie, Lait contre les éphélides, Paris*« zu lesen, auf der anderen Seite die Namen einiger Chemikalien. Friederike, die seit drei Jahren das Institut von Madame Dupont besuchte, erkannte die Worte wieder. Ammoniak, Chlor und Schwefelsäure, Blei, Eisen, Kalk und Natron ... Madame legte sehr viel Wert darauf, ihren jungen Zöglingen nicht nur ein paar französische Konversationsbrocken beizubringen, sie sparte auch nicht an Ratschlägen für einen schönen Teint. Und so hatte Friederike ganz nebenher ein beachtliches Wissen an chemischen Fachwörtern gewonnen.

»Warum starrst du so lange darauf?«, fragte Theda barsch und nahm ihr die Flasche aus den Händen.

»Da!« Friederike deutete mit dem Finger. »Dort klebt die Anleitung zum Gebrauch.«

Unwirsch las Theda. Ihr Französisch war bei Weitem nicht so gut, wie sie es gerne scheinen ließ. Eines aber verstand sie. Das Zeug musste erst einmal angerührt werden mit reinem Alkohol. Dafür hatte sie jetzt keine Zeit. Sie wollte es nicht länger hinauszögern, aus ihrer Tochter eine junge Dame zu machen, die selbst im Goetheschen Haus als eine gute Partie angesehen werden würde.

»Gut, wir versuchen einstweilen das alte Mittel.«

»Nein!« Friederike schlug die Hände vors Gesicht. »Das hat so gebrannt.«

»Hmm!« Theda überlegte, dann läutete sie nach der Kö-

chin. Es dauerte eine Weile, bis die die Treppe zum Salon heraufgekeucht kam. Hedi kannte Theda, seit sie auf der Welt war. Schon damals war sie Köchin im Hause der von Eisenbergs gewesen. Sie hatte auch die Ammendienste übernommen und war seither Thedas Vertraute.

»Was ist, Madame Theda?«

»Das Rezept für die Sommersprossen. Friederike meint, beim letzten Mal hätte ihre Haut gebrannt.«

Hedi nickte. »Das kommt vor.« Sanft strich sie dem Mädchen über die Wangen. »So ein paar dunkle Pünktchen im Gesicht sind viel weniger schlimm als dunkle Pünktchen in der Seele. Wirst schon sehen, meine Kleine, wirst trotzdem einen Mann finden.«

»Hedi! Du sollst mir sagen, was wir statt des Apfelessigs sonst noch nehmen können. Alles andere überlass getrost mir!«

Die Köchin warf Friederike einen mitleidigen Blick zu, dann sagte sie: »Für die Maske aus Eiweiß und Dickmilch nehmen wir statt Apfelessig einfach stark verdünnten Zitronensaft und rühren ein Dutzend fein gehackter Mandeln darunter. Das wird helfen. Soll ich die Maske zubereiten?«

Theda nickte, Friederike verzog das Gesicht, und die Köchin eilte in die Küche. Wenig später hatte das Mädchen eine weiße, nasskalte Paste auf ihrem Gesicht. Natürlich brannte die so höllisch, dass Friederikes Tränen schnell weiße Bahnen links und rechts der Nase zogen.

»Das Land getaucht in weiße Pracht, mein Herz, es klagt und liegt in Schmach. Hmmm. Nein, so geht das nicht, das ist Unfug. Vielleicht so: In weiße Pracht getaucht das

Land, mein Herz ist außer Rand und Band. Nein, das ist noch schlimmer. *Das Land in weiße Pracht getaucht, mein Herz von Kälte angehaucht.* Das ist gut. Ja, das ist wirklich gut.« Jago Geisenheimer murmelte die Zeilen noch mehrmals vor sich hin und trug sie schließlich in sein Skizzenbuch ein. Er wollte sie ja nicht vergessen. Sobald er zu Hause angekommen war, würde er sich in sein Zimmer zurückziehen, eine Kanne Rotwein aus dem Keller holen lassen und an seinem Schreibtisch den Vers zu Ende dichten. Oh, er fühlte, dass ihn sein Pegasos heute weit tragen würde. Das geflügelte Dichterross, ja, er verstand es, es zu reiten, er, Jago Geisenheimer! Die Luft war klar und kalt, brannte in seiner Brust. Ihm war so leicht und beschwingt zumute, als hätte der Frühling schon in seinem Herzen Einzug gehalten. Hoch erhobenen Hauptes schritt er durch die Gasse und achtete nicht auf den Schnee, den ihm der Wind entgegentrieb.

An der Straßenecke trat eine Dame im Pelzcape aus einem Laden. Sie hielt einen Jungen an der Hand. »Schaut mal, Maman«, klang seine helle Stimme über die Gasse, während er mit dem Finger auf Jago deutete, »seht nur, der ist angezogen wie der Werther. Bringt der sich gleich um?«

»Sei still und komm«, zischte seine Mutter. »Das gehört sich nicht, so auf andere zu zeigen.« Hastig zerrte sie den Jungen weiter. Jago lächelte. Zärtlich strich er über seine Kluft. Ja, er trug die Werther-Tracht, die gelben Hosen, eine gelbe Weste und einen blauen Rock. Seit seinem letzten Geburtstag trank er seinen Tee sogar aus einer Werther-Tasse. Jago seufzte und presste beide Hände auf die Brust. Endlich, nach langer Zeit, fühlte er sich wieder einmal so

richtig wie Werther. Ob Goethe, der den Werther-Roman vor gut siebzehn Jahren geschrieben hatte, dieses Gefühl kannte? Natürlich, schalt sich Jago. Schließlich trug der Roman biografische Züge. Werther verliebte sich in Lotte, Lotte war verlobt, und am Ende erschoss sich Werther, weil er nur so die Liebe Lottens erhalten konnte. Über den Tod hinaus. Jawohl. Jago wusste, dass er ebenso tief und rein empfand wie Werther. Alles, was ihm fehlte, war eine Lotte. Aber die würde sich früher oder später schon finden. Sein Hauptziel war es ohnehin nicht, zu lieben, sondern als Dichter die Liebe zu besingen. Gerade kam er aus dem Kaffeehaus beim Bartholomäusdom. Dort, die Tabakspfeife im Mund, schwarzen Kaffee vor sich und Freunde ringsum, hatte Jago über sein bevorstehendes Leben als Dichter und Liebender schwadroniert. Doch er war nicht der einzige mit solchen Träumen. Auch der Sohn des italienischen Kaufmanns Santieri, dazu ein entfernter Verwandter der Goethefamilie sowie einer, der bei Fichte in Jena studiert hatte, wollte dem Wahren, Guten und Schönen dienen. Jago wusste, dass die Dichterei ein hartes Geschäft war, aber genau da wollte er es anders machen als all die anderen vor ihm. Niemals würde er sich bei Schiller, Goethe oder den anderen Weimarern anwanzen. Er würde einfach seine Werke auf eigene Kosten veröffentlichen. Dann würde man schon sehen. Jago seufzte. Seine Werke. Wenn sie denn einmal fertig wurden. Wehmut überkam ihn jäh. Seine Mutter hatte ihn vor drei Jahren nach Italien geschickt, um dort seine kaufmännischen Fähigkeiten zu entwickeln. Bei einem Bankhaus in Venedig hatte er lernen sollen und in Florenz einem Fernhandelskaufmann über die Schulter

sehen. Er aber hatte sich in der Natur verlustiert und die italienischen Künste und Frauen studiert. Einmal, er erinnerte sich, als sei es gestern gewesen, hatte er sogar Goethe gesehen. Ein Mann von nicht mal vierzig Jahren war der damals gewesen, aber sein stolzer Gang und sein hochmütig erhobenes Haupt hatten allen angezeigt, dass es sich bei ihm um einen ganz außergewöhnlichen Charakter handeln musste. Seither trug Jago die Kleidung à la Werther.

Als es bergab ging mit seinem Vater, hatte Theda ihn zurück beordert. Er sollte jetzt schon in das Geschäft einsteigen. Doch Jago verspürte wenig Sehnsucht nach Stehpulten, Sackwaagen und Getreidespelzen. Er war ein Mann der Worte, ein Dichter, »ein Philosoph am End«, hatte sein Vater manchmal mit einem Kopfschütteln gemurmelt. Vater hat mich verstanden, dachte Jago. Und auch Maman wird es einsehen. Sie muss es einfach! Wie soll einer, in dem ein wahrer Werther steckt, seine Tage zwischen Kontor und Lagerräumen verbringen? Nein, Gott hatte anderes mit mir vor, da bin ich ganz sicher.

Mit einem siegesgewissen Lächeln schaute er sich um. Hier in der Fahrgasse stand das alte »Haus zum Raben«, der ehemalige Sitz der Familie. Klein kam ihm das dreigeschossige Giebelhaus vor, klein und eng. Wie prachtvoll dagegen residierte das Handelshaus Geisenheimer jetzt auf der Zeil! Dort hatte die Vorderfront vierundzwanzig Fenster, die Dachkammern nicht eingerechnet. Jago lief rascher, der Wind trieb die Flocken waagrecht über die Straße. Die Kälte hatte angezogen, und die Gassen waren mit einer Eisschicht überzogen. An manchen Stellen war Asche gestreut, doch der Neuschnee bedeckte sie in Minutenschnelle.